

XX_10_X_Sambir

ca. 16 500 Z.

Ukraine

Die Toten unter dem Fussballfeld

Die Rettung eines jüdischen Friedhofs. Nationale und persönliche Mythen: Vergangenheitsbewältigung in der heutigen Ukraine ist nach wie vor die Geschichte einer schwierigen Beziehung mit ungewissem Ausgang.

von Johanna Lier, Sambir und Lviv (Lviv)

Der Anruf erreicht mich mitten in der Nacht. Mark J. Freiman erwarte mich, da er am nächsten Morgen nach Kanada zurückfliegen müsse. Ich eile durch das nächtliche Lviv zum jüdischen Gemeindezentrum in der Ivana Fedorovastrasse. Ein uraltes Haus, ein vollgestellter Eingang, eine ebenso vollgestopfte Wohnung, ein Büro. Der Chef der Schul erscheint, den Tallit um die Hüfte gebunden, telefoniert laut und lacht immer wieder ausgelassen los. Mark J. Freiman, ein Anwalt aus Toronto, lässt sich nicht stören und erzählt mit leiser Stimme seine Geschichte, die grossen, blauen Augen beherrschen das kleine, runde Gesicht.

«Am Anfang des Krieges lebten in Sambir 12000 Juden. Im Jahre 1941 begannen die Deutschen mit der systematischen Vernichtung der jüdischen Bevölkerung. Zuerst wurden die Leute in die nahegelegenen Konzentrationslager **Belzec Belzec** und Sobibor deportiert, ab 1942 setzte die SS den Holocaust durch Erschiessungen fort. Im jüdischen Friedhof mussten die Opfer Gruben ausheben bevor sie hingerichtet wurden. Andere trieb man in die umliegenden Wälder, wo man sie umbrachte. Meine Eltern überlebten. Sie waren Teil einer Gruppe von 26 Leute, die sich während achtzehn Monaten in den Kellern eines alten Kornspeichers versteckten, bis die Russen kamen und sie befreiten.»

Mark J. Freiman schaut hoch, hält inne, um dann in leiser Monotonie fortzufahren. «Nach dem Krieg wanderten die hundert Juden, die überlebt hatten, aus. Der jüdische Friedhof verwilderte, niemand kümmerte sich darum.» Doch dann hätte ein anderer Kanadier, Jack Gardner, dessen Eltern in Sambir getötet worden waren, in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts beschlossen, den Friedhof zu retten und ein Mahnmal zu bauen. Kurz darauf wären Anhänger der Ukrainischen Nationalisten nachts in den Friedhof eingedrungen und hätten alles zerstört und drei zehn Meter hohe Metallkreuze aufgerichtet.

Ein ungenutzter Friedhof

Die grosse Wiese liegt mitten in der kleinen Provinzstadt Sambir. Schmale, sandige Wege verbinden die unterschiedlichen Stadtviertel miteinander. Tannen, Gebüsch, hüfthohes Gras. Ziegen stecken ihre Nasen in das Gras und recken ihre pelzgesäumten Hintern in den Himmel. Kinder spielen Fussball. Überall zerkrümmte Petflaschen, zerdrückte Tetrapsacks, Milch, Wein, Obstsaft, Schokoladen- und Toilettenpapiere. Die Metallkreuze stehen auf künstlich aufgeschütteten Hügeln, im Gras liegen vier umgestürzte Grabsteine mit hebräischer Schrift; der alte, jüdische Friedhof.

Im 19. Jahrhundert wurde in Sambir, das 40 Kilometer östlich der Grenze zu Polen und etwa 70 Kilometer südwestlich von Lviv liegt, Salz abgebaut und mit Holz gehandelt. Dafür war die Stadt bekannt. Im Winter kauften die Bauern von den Juden Garn und webten Tücher, die sie im Frühjahr wiederum den jüdischen Händlern verkauften. Die Stadt lag abwechselnd in polnischer, russischer, österreichischer, ungarischer, deutscher und ukrainischer Hand.

Nach dem Krieg flüchteten die Eltern von Mark J. Freiman nach Krakau, von dort ging es weiter nach Wien, wo Marc geboren worden war. Mitte der 50er Jahre entschieden sie sich, Europa endgültig den Rücken zu kehren und emigrierten nach Kanada. Und Mark J. Freiman musste lange warten, bis er endlich den Mut fand, an den Ort zurückzukehren, der seinen Eltern sowohl Heimat als auch Hölle war. Im Jahre 2003 fuhr er zum ersten Mal in die Ukraine, um zu erfahren, was seine Eltern nie zu erzählen vermochten. Und seiner Mutter hat er nie erzählt, was ihn umtreibt, denn noch heute bekommt sie Angstzustände, wenn ihr einziges Kind nach Europa fliegt.

Beim Anblick des verwahrlosten Friedhofs und der drei Kreuze sei eine Erschütterung durch ihn hindurchgegangen, sagt er, und er habe in Angriff genommen, was er heute als sein Lebenswerk bezeichne. Der Bürgermeister der Stadt Sambir weigerte sich aber zu kooperieren, und verlangte zuerst einmal eine Unsumme Geld für seine eigenen Projekte. Dann habe sich herausgestellt, dass es unmöglich sei, die Kreuze zu entfernen, da sie von Priestern der Ukrainisch-Katholischen Kirche geweiht worden seien.

«Sagt dir der Name Stepan Bandera etwas?» Mark J. Freiman lächelt mich erwartungsvoll an. «Sein Enkel, der ebenfalls Stepan Bandera heisst, lebt in Kanada. Er will sich an unserem Projekt, die Kreuze zu entfernen und den Friedhof zu restaurieren, beteiligen.» Der Enkel

eines der führenden Häupter der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN), Stepan Bandera Junior, zeigte überraschend ein offenes Ohr und sagte Hilfe zu. Seither gehe es voran. Der Bürgermeister ist plötzlich willig, das Fernsehen produziert eine Dokumentation, ein Konzept für die Renovation des Friedhofs wird erarbeitet und historische Forschung betrieben.

Schmerzhaftes Tatsachen

Ich verlasse das altmodische Tram, das in Lwiv gemächlich durch die Stepan Banderastrasse geruckelt ist und das mich an die Schlusszene des Films «Doktor Shiwago» erinnert, unvermittelt stehe ich vor einem grossen, beinahe leeren Platz. In der Mitte eine bronzene Skulptur, Blumenkränze, vereinzelt Menschen, die vorbei spazieren und stehen bleiben. Stepan Bandera posiert pathetisch, die eine Hand auf dem Herzen, die andere zur Faust geballt, das Gesicht in den Himmel gereckt. Ein sehr wichtiger nationalistischer Kader in der Zwischenkriegszeit, war er ab 1940 der Kopf der OUN-B (Organisation Ukrainischer Nationalisten, Bandera-Flügel), die 1942/1943 über die Ukrainische Aufstandsarmee, UPA, die Kontrolle übernahm, und für die Unabhängigkeit der Ukraine kämpfte. Die OUN-B bot den Deutschen an, zu kollaborieren, falls sie eine unabhängige Ukraine unter deutscher Hegemonie anerkennen würden, was diese aber ablehnten. Danach war das Verhältnis zu den Deutschen von Widerstand, aber auch weiter partieller Zusammenarbeit bestimmt. Während des Krieges wurde Stepan Bandera von den Deutschen inhaftiert, nach dem Krieg blieb er in Deutschland, in den fünfziger Jahren wurde er in München von Agenten des KGB getötet

«Ich wage zu bezweifeln, dass der heutige Stepan Bandera ein kritisches Verhältnis zum ukrainischen Nationalismus hat. Und wenn er Mark J. Freiman unterstützt, den jüdischen Friedhof in Sambir zu restaurieren und zu schützen, dann besteht zumindest die Möglichkeit, dass er das tut, gerade um der Welt zu zeigen, dass die OUN, später die UPA, nichts mit Antisemitismus und Judenverfolgung zu tun gehabt hätten, was die historische Wirklichkeit verzerrt.» Tarik Cyril Amar, Leiter des Zentrums für Stadtgeschichte in Lwiv, der Ende des Monats nach New York übersiedeln wird, ist skeptisch. Es ginge sicherlich auch um die heutige Politik, fährt er fort, denn die national und teilweise nationalistische Geschichtspolitik des früheren Präsidenten Victor Juschtschenko stehe im Konflikt mit der von sowjetischen Mythen geprägten Auffassung der Vergangenheit um den jetzigen Präsidenten Victor Janukowitsch.

«Der national verengten Lesart der Vergangenheit stehen harte Zeiten bevor. Ihr Bild zeigt die Widerstandskämpfer für eine unabhängige Ukraine auf das schlichtest Heroische reduziert, alles andere – partielle Zusammenarbeit mit den Deutschen, ethnische Säuberungen von Polen, Antisemitismus – wird verdrängt, was aber wohl nicht mehr lange möglich sein wird. Denn es stehen wichtige Veröffentlichungen an zur Rolle der OUN während des Zweiten Weltkrieges, die schmerzhaften Tatsachen untersuchen. Das kann zu überfülligen öffentlichen Debatten führen. Dabei wird es natürlich wesentlich sein, wie – und ob – die Medien und die Intellektuellen in der Ukraine reagieren.»

Blass und müde wirkt Tarik Cyril Amar, aber auch stolz, da es endlich gelungen sei, ein Projekt zu realisieren, das drei Erinnerungs- und Informationsorte schaffen soll, um die jüdische Vergangenheit der Stadt, aber auch ihr schreckliches Ende in der Shoah im Stadtraum selbst sichtbar zu machen. Eine wichtige und nicht immer leichte Sache, aber nun sei es soweit. Und der internationale Wettbewerb würde demnächst ausgeschrieben. Man sieht ihm an, dass dies kein leichtes Stück gewesen ist. Und er selber noch nicht so recht glauben mag, dass es gelungen ist.

Jüdische Scharade

Meine russische Freundin Natascha führt mich aus in ein jüdisches Restaurant mitten im alten jüdischen Viertel von Lwiv. Junge Leute in ukrainischer Tracht begrüßen uns freundlich, der Preis für das Essen und Trinken wird ausgehandelt wie im Basar. Ein Spiel, denn wer es müde ist, bekommt eine normale Rechnung. Hüte mit künstlichen Pejes, Schläfenlocken gibt es, die man sich aufsetzen darf, um sich fotografieren zu lassen. An den Wänden Kopien der Fresken von Bruno Schulz. Wir trinken Tee und essen Käsekuchen. Am Nachbartisch wird lauthals Essen bestellt. Tzimmes, Humus und Borschtsch. Wir sitzen umhüllt von Klezmermusik.

Sie seien keine Jüdinnen, sie seien Ukrainerinnen, sagt Olanka, eine der Bediensteten. Dann legt sie munter los: «Ich liebe den Kontakt und die Gespräche mit den Gästen. In der Westukraine reden viele Leute schlecht über die Juden. Und es ist unsere Aufgabe, den Gästen Geschichten über die Juden und ihre Kultur zu erzählen. Obwohl, ich selber weiss nicht sehr

viel über die Juden. Und die meisten unserer Gäste wissen gar nichts. Und wir machen hier Basar. Das Feilschen ist zwar nicht wirklich eine Tradition. Es ist einfach ein Spiel, das uns und unseren Gästen Spass macht. Wir wollen eine lustige Stimmung schaffen. Für alle Leute. Wie du und ich.»

Dann fügt sie an, sie habe gelernt, dass die Juden wüssten, wie man Geld macht, und dass sie schlau und clever seien. So sei diese Arbeit eine gute Gelegenheit zu schauen, wie man sich in der neuen Marktwirtschaft durchzusetzen habe. Der Besitzer sei zwar nicht jüdisch, hier arbeiteten überhaupt keine Juden, das Restaurant gehöre einer Gastrokette, die Erlebnisgastronomie zu den Themen Shtetl und Shoa, Mafia Business, Leopold Sacher-Masoch und Stepan Bandera konzipierten.

Natascha runzelt die Stirn: «Schau sie dir an, diese Olanke. Sie sieht total jüdisch aus!» Und es gäbe so viele Familien mit jüdischem Hintergrund, die sich weigerten, darüber zu sprechen. In den Familien, in denen jüdische Herkunft verleugnet würde, sei der Antisemitismus besonders stark. Den Kindern hämmere man ein, patriotische UkrainerInnen zu werden. Olanke schüttelt jedoch heftig den Kopf, und sie wehrt sich bestimmt: «Njet!»

Einer, der auch «Njet» sagt, ist Bogdan aus Arizona. Nachdem seine US-amerikanische Mutter gestorben war, stellte sich heraus, dass sein ukrainischer Vater in Sambir eine erste Frau und Kinder gehabt hatte, die er während des Krieges verliess. Seither hält sich der fünfzigjährige Bogdan in Lviv und Sambir auf und unterstützt seine wiedergefundenen Neffen und Nichten. Er erzählt, sein Vater sei zeitlebens ein ukrainischer Nationalist geblieben, auch habe er gewisse ukrainische Bauernbräuche beibehalten. So zum Beispiel das Beschneiden der Knaben acht Tage nach der Geburt. Jegliche Hinweise seiner Freunde, es handle sich hierbei um einen jüdischen Brauch, weist er vehement zurück.

Traurige Pilgerreisen

Challa, Fische, Salate, Kuchen, Wasser, Coca Cola und Saft. Es ist die Shabbesfeier in der Beis Ahron V'Israel Synagoge von Lviv. Gäste aus Israel sind da, es wird gesungen, Saft getrunken, Brot und Salz gereicht und gegessen. Rabbi Mordechai Shlomo Bald beginnt in Ivrit, Jiddish und Englisch zu erzählen, von den Segnungen durch den legendären Bal Schem Tow und einer Segnung, die dem Rabbi selber widerfahren sei. Es geht um die Arbeit eines New Yorker Rabbi hier in Lviv, die Geschichten brechen mit Gewalt aus dem kleinen, dicken Mann heraus, die älteren Frauen und Männer werden ungeduldig, stehen auf, gehen herum und nutzen jede kleinste Redepause, um zu klatschen oder einen neuen Gesang anzustimmen. Doch der Rabbi hebt die beschwörend Hände: «Warten sie! Das muss ich noch hinzufügen!»

Mir gegenüber sitzt ein Paar, der Mann ist blass, rothaarig und voller Sommersprossen. Seine Frau, klein zierlich und dunkelbraun. Er lebe mitten im Herzen des heiligen Erez Israel, sagt er dann. Die internationale Gemeinschaft nenne das Gebiet jedoch Westbank, fügt er bitter an. Und er sei Touristguide für StudentInnen, Osteuropa, mindestens dreimal im Jahr. Er kommt in Fahrt: Geschichten von Konzentrationslagern und Erschiessungsstätten, von Auschwitz, das erst spät für ganz Europa errichtet worden sei, von Belzec, wohin die meisten PolInnen und WestukrainerInnen verschleppt worden seien – und von Sobibor, im Süden, wo es tatsächlich einen Aufstand gegeben haben soll. «Warum wissen sie das nicht? Interessieren sie sich nicht für die Geschichte?», fragt er vorwurfsvoll und wendet sich ab.

Rabbi Mordechai Shlomo Bald bestätigt, dass die Shoa Pilgerreisen boomen. Ihm behage das nicht. Es gehe nicht darum, zu vergessen. Man müsse hingegen das Werk derjenigen, die getötet worden seien, fortsetzen. Das sei viel besser, als die Stätten der Greuelthaten zu besuchen. Denn das stimme die Menschen mutlos. Gute Taten an Stelle der Depression.

Buchweizengrütze und Milch

Eine, die das tut, ist Ada Dyanova Die ehemalige Schauspielerin leitet die reformjüdische Wohltätigkeitsstiftung Hesed-Arieh, die Kurse anbietet, einen Kindergarten beherbergt, ein Museum unterhält und Sozialhilfe leistet. «In diesem Haus hat es sonst nur Wohnungen. Während der ersten zwei Jahren setzten die Nachbarn alle Hebel in Bewegung, um uns rauszuwerfen. Es gab sogar Tätlichkeiten, körperliche Attacken. Im Innenhof untersagten sie ihren Kindern, mit unseren Kindern zu spielen, und unsere Grossmütter durften sich nicht auf die Bänke zu den anderen setzen. Ich organisierte eine Versammlung und fragte: Warum weist ihr uns zurtück? Wir leben doch in der selben Stadt, unsere Organisation kümmert sich um Arme und Bedürftige. Sie antworteten: Erzähl uns keine Märchen. Gebt ihr euer Geld auch den Armen, die in den Strassen sitzen? Wir wollen mit euch nichts zu tun haben! Da schlug ich vor: Lass uns eine Mauer quer durch den Innenhof bauen. Das haben wir dann auch gemacht, und seither sind die Beziehungen besser.»

Dringlich sei die Unterstützung für alte Leute. Eine staatliche Rente betrage knapp 100 Dollar. Davon müssten Steuern, die Miete, Medizin, Kleider und der tägliche Haushalt- und Pflegebedarf bezahlt werden. Da bliebe fast nichts mehr für Essen, viele ernährten sich nur

von Buchweizengrütze und Milch.

Als die Organisation 1980 ihre Arbeit aufgenommen habe, sei es immer wieder vorgekommen, dass alte Leute verhungerten. Ada verzieht etwas hilflos den Mund: «Stell dir vor, ein Haus mit fünf Babuschkas, eine davon ist jüdisch. Eines Tages kommen wir, bringen Essen, Medikamente und einen Kühlschranks, die anderen vier werden losschimpfen: Ah, schaut mal hin, sie hat es gut, sie hat ein besseres Leben.»

Ein normales Land mit einer normalen Sprache

Was sind denn die schmerzlichen Tatsachen, von denen Tarik Cyril Amar gesprochen hat? «Während die Deutschen die unzweifelhaften und entscheidenden Haupttäter der Shoah waren, gab es auch lokale Mittäter. Für sie spielten verschiedene Motive eine Rolle, einschliesslich Habsucht und traditionellem Antisemitismus. Wichtig war auch die neuere Spielart des Mythos von der „Judaeo-Kommune,“ in der Juden allgemein als Kommunisten verketzert wurden. Hier ergaben sich durchaus gemeinsame Interessen und Vorurteile zwischen ukrainischen Nationalisten, Teilen der nichtjüdischen lokalen Bevölkerung und den deutschen Besatzern.»

Und warum ist es so schwer, sich diesen Tatsachen zu stellen? Natalka Sniadanko, eine junge, ukrainische Schriftstellerin, deren erster Roman «Sammlung der Leidenschaften» ins Deutsche übersetzt worden, und im DTV-Verlag erschienen ist, erzählt vom Schweigen in ihrer Familie. So viele Katastrophen. Hungersnot, aufgrund der stalinistischen Zwangskollektivierung, Deportationen, Terror seitens der UPA, die den Bauern Kollaboration mit den Sowjets vorwarf, Terror seitens der Sowjets, die den Bauern Kollaboration mit der UPA und den Deutschen vorwarf – und danach die kommunistische Diktatur. Traumen, die auf die Familiengedächtnisse bis heute ihre Schatten werfen.

Und jetzt? Die ostukrainische Politik pflegt noch immer den Mythos der Befreiung der Bauern durch die Sowjets, die westukrainische Politik pflegt den Mythos der Befreiung der Bauern durch die UPA. «Jeder, der eine dieser Versionen behauptet, hat einen Dachschaden», sagt Tarik Cyril Amar und schüttelt den Kopf. Und warum das Festhalten an den Mythen? Natalka Sniadanko reagiert auf diese Frage emotional: «Weltliteratur ins Ukrainische zu übersetzen, ist für viele hiesige Verleger keine Selbstverständlichkeit, die Hauptsprache vieler TV-Sender ist immer noch das Russische, und ich weiss nicht, ob mein Sohn später in russischer oder in ukrainischer Sprache studieren wird. Wir wollen ein normales Land mit einer normalen Sprache. Die Historiker müssen die nationale Geschichte endlich durcharbeiten. Ich wünsche mir, dass sich die Literatur bei der Verarbeitung der nationalen Mythen auf der ästhetischen, und nicht auf der national-historischen Ebene bewegt, und dass dabei interessante und moderne Texte entstehen.»

Die Bäume werfen lange Schatten. Sie fressen sich gegenseitig die Sonne weg. Weisse Wolken schlieren über den hellblauen Himmel. Auf der leeren Wiese mitten in Sambir begegne ich meinen eigenen Mythen. Hier liegen die Vorfahren meiner Grossmutter begraben. Diese Leere steht für das Unvermögen des Erinnerns – und auch für das Unvermögen des Vergessens.

Eine Gruppe junger Männer nähert sich mit der aggressiven Vehemenz, die vor Kraft strotzende junge Körper oft nicht zu bändigen wissen. Die Köpfe sind kahlgeschoren, auf den T-Shirts Zeichen, martialisch und schwarz. Ich habe Angst, gehe ihnen aber entgegen, denn in der Gegenrichtung würden wir uns gemeinsam auf den Wald zu bewegen. Als wir uns kreuzen, verändert sich das Bild. Die jungen Männer lachen und schäkern. Und ich sehe, dass die schwarzen Zeichen auf ihren T-Shirts chinesisches oder japanisch sind, Judo, Karate oder so was. Die aus der Ferne registrierte Stärke verliert sich in der schlabbrigen Weite ihrer löchrigen Trainerhosen.

(Mögliche Quotes)